

Wenn es jetzt unter uns zur Sitte geworden ist, die Tage und Jahre sorgfältiger zu zählen, als früher, und die merkwürdigen, so wie sie im Kreislauf der Jahre und Jahrhunderte wiederkehren, besonders feierlich zu begehen, was früher nur seltener geschah, wenn in unserer Zeit nicht nur die Tage der goldnen, sondern auch der silbernen Hochzeiten und Amtsjubiläen, ja selbst die Geburtstage der Familienglieder mit mehr Aufmerksamkeit beachtet und begangen werden, wenn unsere Bürgerschaft schon das fünfjährige Bestehen der neuen Städteordnung in dankbarem Andenken gefeiert hat: so kommt dem Jahre 1840. eine Wichtigkeit vor allen andern zu, namentlich für den Preußen. Denn der erste Beherrscher der brandenburgischen Marken, des Mittelpunktes der igt preussischen Staaten, aus dem Hause Hohenzollern, Friedrich I. Markgraf von Anspach, starb am 21. September 1440, also vor vierhundert Jahren nach einer 29jährigen Herrschaft, nachdem er die öffentliche Ordnung und Sicherheit hergestellt, den Uebermuth des Adels gebändigt, den in den Städten aufblühenden dritten Stand zu einem kräftigen Leben angeregt, an die Stelle der Verschwendung der ausgearteten luxemburgischen Dynastie eine zweckmäßige Staatswirthschaft gesetzt und im Allgemeinen Brandenburg zur innern Ordnung zurückgeführt hatte. Daher trat vor vier Jahrhunderten sein zweiter Sohn, da der älteste, Johann, aus Liebe zur Alchymie auf die Kurwürde und die Mark Verzicht geleistet, Friedrich II. oder der Eiserne, wie man ihn seiner Stärke wegen nannte, die Regierung an, ein Fürst, der zwar an sicherem politischen Blicke und an fester Verfolgung eines bestimmten Regierungsplanes hinter seinem Vater zurückstand, aber durch Kenntnisse in Sprachen und Wissenschaften, Edelmuth, Lebhaftigkeit und persönliche Tapferkeit zu den besten Herrschern seiner Zeit gehörte, und

schon, was uns näher liegt, die Schutzhohheit über die Niederlausitz annahm, dieses Land auch später sich selbst erwarb, und da er dasselbe nicht behaupten konnte, doch Kottbus und Peitz behielt, übrigens die Altmark, Priegnitz und Neumark wieder mit der Mittelmark vereinigte, und groß genug dachte, um zwei Kronen, die böhmische und die polnische, auszuschlagen.<sup>1)</sup> Eben so kam auch der Gründer der dormaligen Größe des Reichs, der, obschon der Königstitel ihm fehlte, doch die Königswürde Preußens begründet hat, im Jahre 40 auf den Thron. Nach dem am 20. November 1640. erfolgten Tode seines Vaters Georg Wilhelm bestieg denselben der große Kurfürst Friedrich Wilhelm, der Vater und Vorgänger des ersten Königs, Friedrichs I., welcher letztere sich am 18. Jan. 1701. in Königsberg die Krone aufsetzte. Zwanzig Jahre alt fand Friedrich Wilhelm bei seinem Regierungsantritt den brandenburgischen Staat erschöpft, im Innern erschüttert, und vom Auslande wenig geachtet. Aber seine wohlberechnete Staatskunst erhob ihn zu Ansehn und Geltung im europäischen Staatensystem, indem er es wohl erkannte, daß kein Staat nach Außen auf die Dauer etwas gelten könne, der nicht im Innern gut organisiert sey. Er war die Quelle des preussischen Ruhms, eben so groß im Frieden, als im Schooße des Sieges.<sup>2)</sup> Von ihm sagt Friedrich II.: sa vie fait son Eloge<sup>3)</sup>. Friedrich Wilhelm war der Wiederhersteller und Bertheidiger seines Vaterlandes, der Gründer der Macht Brandenburgs, der Schiedsrichter unter den Fürsten<sup>4)</sup>, die Ehre und der Ruhm seines Hauses<sup>5)</sup>. Seine Seele war

<sup>1)</sup> Friedrich II. sagt in seinen Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandenbourg (Oeuvres tom. I.) S. 11. on auroit dû l'appeler le magnanime à cause qu'il refusa la couronne de Bohême, que le pape lui offrit, pour en dépouiller George Podiébrad, et la couronne de Pologne, qu'il déclara ne vouloir accepter qu'au refus de Casimir, frère du dernier Roi Ladislas.

<sup>2)</sup> Il étoit également admirable à la tête de ses armées, où il paroissoit comme le libérateur de sa patrie, et à la tête de son conseil, où il administroit la justice à ses peuples. Oeuvres de Fr. II. t. I. S. 146.

<sup>3)</sup> Oeuvres t. I. S. 158.

<sup>4)</sup> Ses belles qualités lui attiroient la confiance de ses voisins; son équité lui avoit élevé une espèce de tribunal suprême, qui s'étendoit au delà de ses frontières, et d'où il jugeoit ou concilioit des souverains et des rois. Oeuvres tom. I. S. 146.

<sup>5)</sup> Le ciel l'avoit formé exprès pour rétablir par son activité l'ordre dans un pays, où la mauvaise administration de la régence précédente avoit mis une confusion

der Sitz der Tugend, er war sich gleich in Glück und Unglück<sup>6)</sup>. Waren sein Sohn und Enkel ihrem großen Ahnherrn an Größe nicht gleich, konnten sie seine Verdienste nicht erreichen, so erhielten sie doch das Begründete; und wieder brachte das Jahr 40 eine für seine Zeit ungewöhnliche Erscheinung, den Mann des achtzehnten Jahrhunderts, Friedrich II. auf den Thron. Dieser bewies sich groß durch die Einfachheit seines Lebens in der abgezogenen Stille zu Sanssouci, in seinen geistvollen Schriften, in der Ertheilung der Geistes- und Pressfreiheit, die er in ganz Europa anregte, in der Kraft seiner Selbstregierung, in der Vorbereitung einer bessern Gesetzgebung, in der Sparsamkeit, mit der er ohne Bedrückung des Volkes einen Schatz sammelte, und auf dem Felde des Krieges, wo er unüberwindlich und unübertrefflich da steht, und er bestieg den Thron am 31. Mai 1740. Durch die Schule der Leiden zur Besonnenheit des Geistes und zur Festigkeit des Charakters, und durch die Stille des Privatlebens zur wissenschaftlichen Reise in der Philosophie, Geschichte, Staatskunde und Literatur, und überhaupt zur höchsten Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit der Kenntnisse gebildet, verkündigte er durch seinen Anti-Machiavel<sup>7)</sup> seine Regierungsgrundsätze. Wie hoch er den preussischen Staat gehoben, wie kräftig er ihn gegen die größten Mächte Europas, die ihm den Untergang drohten, vertheidigt hat, das steht nicht nur auf den Blättern der Geschichte, das weiß nicht nur der Gelehrte. Das steht geschrieben in den Herzen der dankbaren Preußen, das weiß der Bürger, das erzählt der Landmann, das rühmt schon das aufwachsende Geschlecht. Er glänzt als ein seltnes Gestirn am politischen Himmel. So erscheint das Jahr 40 für den Preußen in einem strahlenden Glanze, wie kein anderes. Diese Zahl von unaussprechlicher Bedeutung überglänzt alle. Und auch das Jahr 1840. wird ihre Bedeutung in der Geschichte des preussischen Staats nicht untergehen lassen. Auch dieses Jahr mußte durch einen Thronwechsel merkwürdig werden. Der erste Tag des schönen Pfingstfestes überzog das Preußenland mit tiefer Trauer. Denn der von Allen geliebte Vater ging

---

totale, afin d'être le défenseur et le restaurateur de sa patrie, l'honneur et la gloire de sa maison. Oeuvres t. I. S. 80. 81.

<sup>6)</sup> Son ame étoit le siège de la vertu; la prospérité n'avoit pu l'enlever, ni les revers l'abattre. Oeuvres t. I. S. 157.

<sup>7)</sup> Oeuvres tom. II. S. 1 — 162.

heim in das wahre Vaterland. In Schwarz hüllte sich Mann und Frau. Den Schmerz des Herzens konnte man auch durch die Farben des Kleides nicht verleugnen. Unser Gymnasium hielt eine doppelte Trauerfeier zu seinem Andenken, die eine ohne höhere Veranlassung bei Gelegenheit des Sylvestrainischen Gedächtniß-Aktus 22 Tage nach seinem Tode, die andere in Folge eines höhern Orts ausgesprochenen Wunsches am Geburtstage des Hochseligen, welche letztere auch durch äußern Schmuck verherrlicht wurde. Nun ist er, dessen Zeit mit Unruhe, dessen Hoffnung in Gott war, im Lande der Ruhe, und wird vor Gottes Throne seine Hoffnungen gerechtfertigt sehen. So war das Jahr 1840. für Preußen Anfangs ein Trauerjahr. Doch der Trost lag nicht fern. Der edle König, dem seine Verdienste nach dem Ausdruck des erhabenen Sohnes das Recht gaben, bescheiden zu seyn<sup>8)</sup>, d. h. dessen Ehrwürdigkeit und hohes Ansehn durch Thaten so fest begründet war, daß er alles äußere Gepränge, wodurch das Oberhaupt dem Volke ehrwürdig und wichtig gemacht zu werden pflegt, unbedenklich ablehnen und sich den bei ihm überflüssigen Huldigungen entziehen durfte, dieser edle König, der sein Reich vom Untergange gerettet, den Unterthanen Gleichheit vor dem Gesetz, dem Landmanne Freiheit in Bewirtschaftung seines Besitzthums gewährt hat, hinterließ dem Staate einen unschätzbaren Schatz in seinem würdigen Sohne, dem er selbst aus Liebe zum Vaterlande die Gelegenheit geboten hat, sich in der Staatsregierung Kenntniß und Uebung zu verschaffen, damit er nicht ein so schwieriges und folgenreiches Geschäft unvorbereitet antreten möchte. Geboren ist dieser unser neuer Herrscher heute vor 45 Jahren, und nachdem ihm das preussische Volk in engerer Bedeutung nebst dem Großherzogthum Posen bereits am 10. Sept. in Königsberg die Huldigung dargebracht hat, ist dieser sein 46ster Geburtstag für die übrigen unter seinem Zepter stehenden Länder zur Huldigung in Berlin bestimmt. Auch unsere Stadt und das sie umgebende Land hat Abgeordnete nach Berlin gesendet, welche im Namen der Bewohner dem neuen König Ehrerbietung, Treue und Gehorsam zusichern sollen. Unser Gymnasium, nicht im Stande, durch Stellvertreter, welche es aus seiner Mitte dahin schickte, seine Huldigungen darzubringen, hat die Gelegenheit nicht unbenutzt gelassen, dem erhabenen Monarchen bei seiner Durchreise durch unsere Stadt nach alter Gymnasialsitte in einfachen

<sup>8)</sup> Diese Worte sprach er bei seinem feierlichen Einzuge in Berlin am 21. Sept. v. J., als er von der Huldigung in Königsberg zurückkehrte.

lateinischen Versen seine Gefühle sowohl bei dem Hintritt des hochseligen Königs, als bei dem Regierungsantritt seines neuen Fürsten ehrerbietigst auszusprechen<sup>9)</sup>, und freut sich der huldvollen Entgegennahme des Dargebotenen von Sr. Majestät unserm allgeliebten Könige, dem zu Ehren wir igt hier versammelt sind, um auch unsern Zöglingen die hohe Bedeutung des heutigen Tages an das Herz zu legen. Möge der Allgütige selbst unsern Worten Kraft verleihen, daß sie Frucht tragen und Segen bringen! Soll nun der heutige Tag nicht fruchtlos bei uns vorübergehen, soll er in seinen Folgen Gutes in Menge erzeugen, so ist es nicht genug, daß ein edler Fürst ausführt, was er so trefflich gesprochen<sup>10)</sup>:

„Ich gelobe vor Gottes Angesicht Allen, daß Ich ein gerechter Richter, ein treuer, sorgfältiger, barmherziger Fürst, ein christlicher König seyn will, wie Mein unvergeßlicher Vater es war! Gesegnet sey Sein Andenken! Ich will Recht und Gerechtigkeit mit Nachdruck üben, ohne Ansehen der Person, Ich will das Beste, das Gedeihen, die Ehre aller Stände mit gleicher Liebe, umfassen, pflegen und fördern, und Ich bitte Gott um den Fürsten-Segen, der dem Gesegneten die Herzen der Menschen zueignet, und aus ihm einen Mann nach dem göttlichen Willen macht, ein Wohlgefallen der Guten, ein Schrecken der Frevler! Gott segne unser theures Vaterland! Sein Zustand ist von Alters her oft beneidet, oft vergebens erstrebt. Bei uns ist Eintracht an Haupt und Gliedern, an Fürst und Volk im Großen und Ganzen, herrliche Einheit des Strebens aller Stände nach einem schönen Ziele, nach dem allgemeinen Wohle in heiliger Treue und wahrer Ehre. Aus diesem Geiste entspringt unsre Wehrhaftigkeit, die ohne Gleichen ist. So wolle Gott unser preußisches Vaterland sich selbst, Deutschland und der Welt erhalten! Mannigfach und doch Eins! wie das edle Erz, das aus vielen Metallen zusammengeschmolzen nur ein einziges edelstes ist, keinem andern Koste unterworfen, als allein dem verschönernden der Jahrhunderte.“ Nicht genug ist es, daß unser erhabener Monarch so denkt, spricht und handelt, sondern nothwendig ist es, daß das Volk an seinem Theile ihm entgegen komme, und am Tage der Huldigung gelobe, die Vergangenheit mit aufrichtigem Danke zu erkennen, die Wünsche für die Zukunft zu maßigen, die Freiheitsliebe durch Vernunft zu beschränken, die vom Könige

<sup>9)</sup> Am 14. August v. J.

<sup>10)</sup> Bei der Huldigung in Königsberg.

gepriesene Einheit an Haupt und Gliedern zu bewahren, und den König selbst als von Gott eingesetzt zu verehren, zugleich auch als Menschen zu lieben.

Wir müssen zuerst geloben, die Vergangenheit mit aufrichtigem Danke zu erkennen. Es ist die Pflicht der Dankbarkeit die Mutter aller Tugenden. Wo sie fehlt, da gedeiht das Gute nicht. Der Undankbare ist desselben unfähig. Denn wer nicht fühlt, was er den Wohlthätern schuldig ist, wer es nicht anerkennt, daß die Wohlthaten zu fordern ihm kein Recht zustand, der ist aller bessern und edlern Gefühle aus dem Grunde unkundig, weil er in Selbstsucht verfallen Alles nur als verdient betrachtet, Nichts aber als Geschenk und unverdiente Gnade ansehen will. Ist der Undank zu allen Zeiten gefunden und gerügt worden, so ist er in unsern Tagen, wo man so viele Beispiele der Selbstgefälligkeit und Anmaßung antrifft, ganz besonders herrschend. Der Selbstgefällige scheut sich vor dem Gedanken, daß er irgend Jemand Etwas verdanke. Alles meint er durch sein eignes Streben erworben und verdient zu haben. Wenn es also am Tage liegt, daß er dieses oder jenes ohne eigne Wirksamkeit, ja ohne nur die Kraft gehabt zu haben, sich dasselbe selbst zu erwerben, erhalten habe: so vermag er dieses zwar nicht zu leugnen, aber er läßt sich die Meinung nicht nehmen, es habe ihm dasselbe seiner sonstigen Vorzüge und Verdienste wegen gebührt, so daß es immer als von ihm selbst erworben, nicht als das unverdiente Geschenk eines Andern zu betrachten sey. Der Jüngling, den die Modestkrankheit des Dünkels, der nur sich allein Alles zu verdanken haben will, befallen hat, meint im Wahne, daß sein Fleiß und seine Kenntnisse ihn vor allen Andern auszeichnen, es sey nur Schuldigkeit gewesen, wenn ihm Wohlthäter durch Unterstützung sein Fortkommen auf dem Wege der Wissenschaften erleichtert haben. Davon, daß er Dank dafür schuldig sey, will er Nichts wissen. Ist es ihm gelungen, sein Schicksal fest zu stellen und zu begründen, durch Umstände und Verhältnisse, die sehr verwickelt waren und ganz außer seiner Macht lagen, so glaubt er dennoch in den Wahn von seinen Vorzügen versunken, daß ihm diese Stellung nur als wohlverdienter Lohn durch den höchsten Lenker der menschlichen Schicksale zugefallen sey, und wer in der Welt das Glück hat, Andern vorgezogen zu werden, der ist gewöhnlich nicht dankbar dafür, sondern hält sich für besser, als Andere, so daß ihm der Vorzug schuldigermaßen gebühre; wer dagegen nicht vorgezogen wird, der schreit über Ungerechtigkeit und Zurücksetzung, weil auch er glaubt, durch seine Vorzüge ein Recht zu haben,

Andern vorgezogen zu werden. Kann nun aber der Staat glücklich seyn, in welchem der Undank vorherrschend ist? Wo Keiner es erkennen mag, daß er dem Andern Gutes zu verdanken habe, wo Keiner sich verpflichtet fühlt, Andern wieder Gutes zu erweisen, da entfremdet der Dünkel auf eigene Vorzüge die Menschen einander, da entstehen wechselseitige Reibungen und Streitigkeiten, da knüpft nicht Dankbarkeit, welche sich Andern verpflichtet fühlt, durch das Band der Liebe die Menschen zusammen, sondern durch Eigenliebe erregter Haß reißt sie von einander. Da weicht das Glück, da leidet der Staat. Darum ist Dankbarkeit eine so wichtige Pflicht. Ist nun aber nicht das heutige Fest ein solches, das uns ganz besonders zum Danke auffordert? Stehen wir nicht an einem Trennungspunkte unsers Lebens? Hört nicht der Abschnitt desselben auf, den wir unter Friedrich Wilhelm's III. Zepter vollendet haben, und beginnt nicht ein neuer unter der Regierung Friedrich Wilhelm's IV.? Aber ist nicht jeder beendete Lebensabschnitt für den Nachdenkenden, der nicht fühllos ist, eine Aufforderung zum Danke? Und wenn es überhaupt jeder Abschnitt unsers Lebens ist, so ist es vor allen der eben vollendete. Denn haben wir nicht 25 Jahre unter Friedrich Wilhelm's Zepter in Frieden durchlebt? Haben nicht Gewerbe, Landbau, Künste und Wissenschaften unter demselben die bedeutendsten Fortschritte gemacht? Ist nicht ein allgemeiner Wohlstand im ganzen Volke hervorgetreten? Sind nicht besonders die Schulen durch Friedrich Wilhelm begünstigt, sind sie nicht auf eine höhere Stufe erhoben worden, vorzüglich die früher so sehr vernachlässigten und so tief gestellten Elementar- und Volksschulen? Ist nicht dadurch eine allgemeinere Bildung des Geistes, und wir wollen es hoffen, auch des Herzens selbst in den niedern Ständen verbreitet worden? Könnten wir also am heutigen Tage gefühllos bleiben? Sollten wir nicht von dem wärmsten Danke durchdrungen werden, wenn wir zurückblicken auf die zuletzt durchlebten 25 Jahre? Muß den Preußen nicht Dank durchglühen gegen den verstorbenen König, dem er so viel verdankt? und sollte er sich nicht angetrieben fühlen, seinen Dank für die Vergangenheit auch Gott darzubringen, der ihm diesen Herrscher schenkte, und demselben Kraft gab, das Innere des Reichs zu verbessern, und unter schwierigen Umständen und Verhältnissen mehr, als Ein Mal durch seine Weisheit den Frieden zu erhalten? Dazu kommt, daß dieser König selbst noch in seinen letzten Worten dem Volke das Beispiel des

Dankes gegeben hat<sup>11)</sup>, indem er für die herrlichen, frohen und wohlthuernden Ereignisse, die Gott ihn hat erleben lassen, ewigen Dank sagt, und es dankbar rühmt, daß ihm noch im sechsten Jahrzehend seines Lebens eine redliche Lebensgefährtin zugeführt worden sey<sup>12)</sup>, und nicht allein gegen Gott sich dankbar ausspricht, sondern auch gegen Menschen, gegen die vor dreißig Jahren dahin geschiedene angebetete Louise, seine Gemahlin<sup>13)</sup>, gegen seine königliche Familie, gegen die Fürstin von Liegnitz, die er ein Muster treuer und zärtlicher Anhänglichkeit nennt, und am Ende gegen seine Diener, die mit Liebe, Treue und persönlicher Anhänglichkeit ihm ergeben gewesen, denen er seinen aufrichtigen und letzten Dank sagt, so wie gegen das Heer, dem er die schönsten Lobsprüche ertheilt<sup>14)</sup>. Wer könnte glauben, daß Jemand den heutigen Tag würdig begehen könne, wenn er nicht die Vergangenheit mit aufrichtigem Danke anerkennt gegen Gott, dem wir so viel Gutes, was wir in diesem Zeitraume genossen, schuldig sind, und gegen den von uns geschiedenen auch im Auslande bewunderten König, durch den uns dieses Alles zu Theil ward, und der uns selbst das schönste Muster der Dankbarkeit war? Und muß uns nicht der heutige Tag als der Geburtstag des neuen Königs, der würdig seines Vaters und seiner Ahnen in ihre Fußstapfen zu treten gelobt hat, noch überdieß mit Danke gegen Gott erfüllen, der es in seiner Güte so lenkte, daß das Reich weder durch Mangel eines gebornen Nachfolgers in Unordnung gerieth, noch durch einen untüchtigen Thronerben in Zerrüttung zu verfallen droht? Dank, herzlichen Dank müssen wir Gott sagen für das Geschenk des entschlafenen Königs und des die schönsten Hoffnungen erweckenden Thronfolgers, der uns den Blick mit Freuden in die Zukunft richten läßt. Wir dürfen unter seiner Regierung nur Gutes erwarten und hoffen.

Aber wollen wir unsere Hoffnung nicht getäuscht finden, so müssen wir unsere Wünsche für die Zukunft mäßigen. Woher kommt alle Unzufriedenheit

<sup>11)</sup> Sie sind am 1. Dez. 1827. eigenhändig von ihm aufgesetzt, und auf Befehl Sr. ikt. regierenden Majestät vom 12. Jun. v. J. veröffentlicht worden.

<sup>12)</sup> Er vermählte sich am 9. Nov. 1824. im 55. Lebensjahre mit der Gräfin Auguste von Harrach, die er zu einer Fürstin von Liegnitz und Gräfin von Hohenzollern erhob, und lebte in einer morganatischen Ehe mit ihr fast 16 Jahre lang.

<sup>13)</sup> Sie starb am 19. Jul. 1810.

<sup>14)</sup> In seinen letzten Worten an seinen lieben Fritz, ebenfalls vom 1. Dez. 1827.

unter den Menschen, und namentlich in unsern Tagen, als eben daher, daß man nicht daran denkt, seine Wünsche zu beschränken? Jeder wünscht Wohlfeyn. Jeder fühlt sich nur dann befriedigt, wenn er sich wohl befindet. Das ist der Natur angemessen und kann von der Vernunft nicht gemißbilligt werden. Aber jedes natürliche Streben muß die Vernunft regeln, beschränken und mäßigen. Also dürfen wir auch am heutigen Tage, sollen dessen Folgen uns zufrieden stellen, nicht vergessen, unsre Wünsche für die Zukunft zu mäßigen. Ein Tag, wie der heutige, der uns nicht allein für die Vergangenheit danken, sondern auch in die Zukunft blicken heißt, ist von der Art, daß er unserm Herzen viele Wünsche entlockt. Ist es Gebrauch, beim Antritt jedes neuen Jahres, wenn es auch keine besondern Veränderungen in unsern Lebensverhältnissen mit sich führt, sich wechselseitig zu beglückwünschen, so ist dieses wohl beim neuen Lebensabschnitt, der mit dem Regierungsantritt eines neuen Königs beginnt, noch natürlicher. Jede Veränderung des bisherigen Zustandes bringt durch sich selbst Hoffnung und Furcht hervor. Wird Etwas verändert, so bleiben wir nicht mehr völlig in der Lage, in der wir bisher waren. Etwas wird anders, also entweder besser oder schlechter. Stehen wir mithin heute auf dem Punkte, wo es durch Veränderung des Herrschers selbst sehr wahrscheinlich wird, daß manche Veränderung der Verhältnisse des Einzelnen und des Ganzen eintreten könne, so können wir uns des Wunsches nicht enthalten, daß die Veränderung eine uns beglückende seyn möge. Es ist heute der Tag, wo eine Menge Wünsche zu Gott geschickt werden für den König, für den Staat, für dessen Anstalten, und auch wohl für jeden einzelnen Staatsbürger. Können nun aber alle die tausend und aber tausend Wünsche, welche vor den Thron Gottes gebracht werden, und welche wohl häufig einander widersprechen, da, um nur Eins, was in unserer Zeit gleichsam der Hauptpunkt des Staatslebens ist, zu berühren, der Eine eine durch Stände geregelte und verwaltete Staatsverfassung als unentbehrlich, der Andere aber dieselbe als überflüssig, wohl gar als schädlich betrachtet, indem ihr Mangel in Preußen gewiß noch nie schmerzhaft empfunden worden ist, können, sage ich, die einander widersprechenden Wünsche des Volkes und jedes Bürgers alle in Erfüllung gehen? Wer wäre nicht geneigt, dieses zu verneinen? Doch Jesus sagt: was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun, auf daß der Vater geehrt werde in dem Sohne<sup>15)</sup>. Was also in Jesu Namen

<sup>15)</sup> Joh. 14, 13.

gebeten und gewünscht wird, das soll in Erfüllung gehen, und es gehet auch in Erfüllung. Was wir wünschen in Jesu Namen, das wird uns gewährt. Darum wollen wir am heutigen Tage nur in Jesu Namen wünschen und bitten, damit wir uns nicht getäuscht sehen. Aber es entsteht die wichtige Frage: wie bitten wir in Jesu Namen? wenn wir so bitten, wie er bat, d. h. Nichts unbedingt wünschen, sondern Alles unter der Bedingung, daß es Gott wohlgefällig sey. Wer kennt nicht Christi Gebet: mein Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir, doch nicht, wie ich will, sondern wie du willst<sup>16</sup>). Wer so seine Wünsche dem Willen Gottes unterordnet, der wird gewiß erhört. Viel Aehnlichkeit damit hat das bei Plato schon sich vorfindende Gebet:

*Ζεῦ βασιλεῦ τὰ μὲν ἰσθλὰ καὶ ἐυχομένοις καὶ ἀειντοῖς  
 Ἄμμι δίδου, τὰ δὲ δεινὰ καὶ ἐυχομένοις ἀπαλέξειν (κελεύει).*

Zeus dem Bittenden gib, und dem, der nicht es erbittet,  
 Gutes; das Uebel versag auch dem, der solches ersehnet.<sup>17</sup>)

Wer erhört werden und sich nicht in seinen Wünschen und Hoffnungen betrogen sehen will, der muß dieselben auf doppelte Art mäßigen, theils indem er sie dem Willen Gottes unterwirft, theils indem er sich hütet, daß der Gegenstand derselben übertrieben sey. Wer in der Welt sein nothdürftiges Auskommen wünscht, wird, wenn er sich der Mittel, welche dazu führen, bedient, seinen Wunsch erfüllt sehen, aber nicht leicht der, welcher sich nach Reichthümern sehnt. Dasselbe Verhältniß findet Statt in Bezug auf diejenigen Wünsche, deren Erfüllung der Unterthan am Huldigungstage von seinem Könige erwartet. Wünscht er Ueberspanntes, was der beste der Könige als unmöglich nicht erfüllen kann, so wird er in seinen Wünschen betrogen und getäuscht. Wünscht er eine Staatsverfassung, welche Jeden in den Stand setzt, aller Mühen und Sorgen ledig nur seinen Begierden zu fröhnen, so wünscht er etwas Schwärmerisches und Unmögliches, und der beste der Könige kann seinen Wunsch nicht erfüllen; wünscht er großes Einkommen und Aufhebung der Steuern an den Staat, so sind dieß eitle und thörichte Wünsche, die auf dieser Erde nie erfüllt werden können; wünscht er, daß nie die geringste Abweichung vom Wege der Gerechtigkeit vorkommen möge, so vergift er, daß Manches unge-

<sup>16</sup>) Matth. 26, 39.

<sup>17</sup>) M. s. Alcibiades II, S. 143. a.

recht erscheint, was es nach den Grundsätzen des Rechtes nicht ist, und daß die Unvollkommenheit der Menschen das Vollkommene nie erreichen kann. Will Jemand für sich nur immer Vorzüge und Vorrechte und besondere Begünstigungen, so übersteht er, daß ein solches Verlangen um so weniger befriedigt wird, je fester des erhabenen Königs Gerechtigkeitsliebe steht. Wünscht er vollkommene Gleichheit aller Stände und aller Menschen, so begehrt er Unmögliches. Denn der Staat ist darin nur der Natur gefolgt, daß er verschiedene Stände machte. Die Natur selbst gab dem Einen Ueberlegenheit über den Andern, sey es durch Körper- oder durch Geisteskraft. Darum wollen wir geloben, unsere Wünsche zu beschränken, nichts Ueberspanntes zu begehren, damit der edle Wille des erhabenen Königs, dem wir heute Gehorsam und Treue zusichern, unsere Wünsche befriedigen könne, auf daß nicht der Wunsch eines in Schwärmerei ersonnenen Glückes Unzufriedenheit, Zwiespalt und Aufruhr erzeuge. Wie schön muß sich in Preußen wohnen, wenn alle Unterthanen Mäßiges wünschen, und in der Befriedigung ihrer mäßigen Wünsche sich glücklich fühlen.

Doch zum Wohlstande des Staates gehört auch, daß wir nicht nur unsere Wünsche, sondern insonderheit unsere Freiheitsliebe durch die Vernunft beschränken. Nichts ist es, was die Staaten mehr beunruhigt, als die zügellose Freiheitsliebe. Alles schreiet nach Freiheit, Alles will frei seyn, Keiner will sich dem Andern unterordnen, Jeder thun, was ihm gefällt, ohne Rücksicht auf den Andern zu nehmen. Freiheit ist ein schönes Wort, welches erhebt und anreizt. Freiheit bezeichnet ein dem Menschen angeborenes Recht, und wenn die Menschen dieses Urrecht auf alle Art zu behaupten streben, so thun sie ihre Pflicht. Der Mensch muß sich gegen Sklaverei schützen und vertheidigen, er darf eben so wenig sich in Sklaverei begeben, als Andere sich selbst zu Sklaven machen. Denn Sklaverei ist derjenige Zustand, in welchem der Mensch seiner Würde gänzlich beraubt aufhört, Selbstzweck zu seyn, und Mittel des Andern wird, der ihn nach seinen Zwecken als Sache behandelt. Sich aber zur Sache des Andern machen, heißt: seine Menschenwürde aufgeben. Aber daraus folgt nicht, daß man eine unbeschränkte Freiheit genießen müsse und könne. Alles Zusammenleben vernünftiger Geschöpfe macht eine Beschränkung der Freiheit nothwendig. Denn der unbeschränkte Gebrauch derselben würde mit dem unbeschränkten Freiheitsgebrauche eines Andern in Widerstreit gerathen. Wo Jeder nur seiner Willkür folgt, da entsteht Uneinigkeit, da ist kein Friede beständig, da tobt der Streit.

Kann derjenige in seinem Zimmer machen, was er will, welcher für sich allein wohnt, so ist dem, der einen Stubengenossen bei sich hat, nicht Alles erlaubt. Er muß sich so einrichten, daß er diesem nicht hinderlich wird. Beide müssen wechselseitig Rücksichten nehmen, damit sie einander den Weg zum Ziele nicht vertreten. Der Eine darf nicht in den Stunden Gesellschaft um sich versammeln, in welchen der Andere seines Berufs wegen der Stille und Ruhe bedarf. Sie müssen sich wegen der Eintheilung der Tagesstunden so mit einander verabreden, daß sie ihr Ziel neben einander ohne wechselseitige Störung verfolgen können. Das bringt die Natur des Zusammenlebens so mit sich. Dadurch wird freilich die Freiheit beider beschränkt, aber Keiner begibt sich der Freiheit; denn selbst das Abkommen, welches sie mit einander treffen, ist Sache der Freiheit. Sie treten, um der Vortheile zu genießen, welche das Zusammenleben ihnen gewährt, einen Theil der Freiheit aus Freiheit selbst ab. Leicht ist es, davon die Anwendung auf den Staat zu machen. Hier leben nicht zwei Menschen, hier leben viele Tausende zusammen, und darum muß, damit sie nicht durch unaufhörliche Hemmungen einander feindselig entgegnetreten, die freie Willkür eines Jeden so begrenzt werden, daß die Freiheit der Andern nicht untergehe. So bildet sich das System eines Staates, welcher nur durch Gesetze die Freiheit des Einen vor ungerechten Beschränkungen durch die Willkür des Andern in Schutz nehmen kann. Aber die Freiheit selbst geht dadurch nicht verloren, wenn ich einen Theil derselben dem Andern zu Liebe und um seines Rechts willen, zugleich auch um in ähnlichen Fällen gleiche Ansprüche an ihn zu haben, aufopfere, indem ich dieses nicht gezwungen, sondern selbst freiwillig thue. Dem Nachdenkenden sagt es seine eigene Vernunft, daß nur durch Beschränkung der Willkür die Freiheit Aller neben einander bestehen könne. Also aus Liebe zur Freiheit selbst, und eingedenk der Pflicht, nach allgemein gültigen Gesetzen zu leben, Andere so zu behandeln, wie man selbst behandelt werden will, beschränkt er durch die Vernunft die eigene Freiheit. Kaum kann man es besser und bestimmter sagen, wer ein freier Mann sey, als in den bekannten Versen:

Wer ist ein freier Mann?

Der das Gesetz verehret,

Nichts thut, was es verwehret,

Nichts will, als was er kann,

Der ist ein freier Mann.

Wird aber die Freiheitsliebe durch die Vernunft beschränkt, dann wird auch die vom Könige gepriesene Einheit an Haupt und Gliedern im Staate bewahrt werden. Denn was ist es anders, was die Ruhe im Staate stört, was Zwietracht und Aufruhr hervorruft, als das Bestreben, seine eigene Freiheit über die Freiheit Anderer zu erheben, in keinem Stücke von seiner Freiheit Etwas nachlassen, sondern nach bloßer Willkür handeln zu wollen? Jeder will frei seyn, wohl! aber er wolle es nur in den durch die Natureinrichtung selbst angedeuteten Schranken, d. h. er unterwerfe sich nicht aus Zwang dem Gesetze, sondern aus Ueberzeugung, daß nur da der Staat und die Menschheit glücklich seyn könne, wo das Gesetz die Richtschnur Aller ist. Wie treffend schildert Sokrates in Plato's Kriton die Pflicht des Staatsbürgers, in allen Punkten, auch wenn es ihm nicht gefalle, den Staatsgesetzen genau und willig zu gehorchen, und selbst ungerecht durch die Gesetze verurtheilt den Giftbecher zu trinken. Wer gegen das Gesetz handelt und sich demselben durch die Flucht, wovon dort die Rede ist, oder auf andere Art entzieht, der zerstört, so viel an ihm liegt, den Staat selbst, dem er so Großes verdankt, Erziehung, Bildung, Sicherheit des Eigenthums und des Lebens. Wo Viele neben einander nicht als Sklaven, sondern frei den Staatseinrichtungen untergeordnet leben, da ist Eintracht. Denn Jeder will, daß die Einrichtungen des Staates bestehen, Jeder will ihnen gemäß seine Willkür beschränken. Alle also wollen dasselbe, und zwar das, was nach allgemein gültigen Gesetzen gedacht werden kann, so daß Keiner den Andern in seinem Vorhaben hindert, Einer vielmehr die Absicht des Andern fördert. Wo aber Alle nach der Herrschaft streben, Keiner sich dem Andern unterordnen will, da wollen zwar auch Alle scheinbar dasselbe, aber im Grunde will Jeder das, was mit dem Willen des Andern in Widerspruch steht, indem er des Andern Streben nach Herrschaft aufzuheben, und den Willen desselben dem seinigen zu unterwerfen bemüht ist. Da vergift Jeder, daß er mit dem Andern gleiche Rechte habe. Und wehe dem Lande, wo dieses der Fall ist. Denn *concordia res parvae crescunt, discordia maxime dilabuntur.*

Wo Eintracht herrscht, da blüht das Glück.

Die Zwietracht stößt das Glück zurück.

Die Eintracht führt es in das Haus,

Die Zwietracht wirft es bald heraus.

Die Eintracht ist des Landes Mauer.

Dem Staate sichert sie die Dauer.

Damit aber ein Staat durch Eintracht fest und stark werde, ist es nothwendig, daß alle Bürger nur allein das Wohl desselben beabsichtigen, daß sie aber auch nicht hartnäckig dasselbe nur nach ihren Ansichten begründen wollen, daß sie vielmehr ihre Einsicht als eine beschränkte anerkennen und daher dem weisen Ermessen Anderer unterordnen. Insonderheit möge Keiner vergessen, daß er auf seinem niedern Platze das Ganze nicht übersehen könne, und daher seine Meinung gegen die Ansicht derer durchsetzen wollen, welchen auf höhern Standpunkte die Uebersicht des Ganzen gewährt ist. Dann dürfen wir nicht fürchten, daß das größte Uebel, welches Frankreich, Spanien und Portugall, auch Polen zerfleischt hat, je unsern Staat auflöse, der Drache der Uneinigkeit, der Empörung ausfäct.

Nie wird dann der Tag erscheinen,  
Wo des grausen Aufstands Horden  
Unfre stille Flur durchtoben,  
Wo der Himmel,  
Den des Abends sanfte Röthe  
Lieblich malt,  
Von der Dörfer, von der Städte  
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Soll aber der heutige Tag in seinen Folgen gesegnet uns vor Zwietracht und Unglück bewahren, so müssen wir zuletzt geloben, unsern König Friedrich Wilhelm IV. als von Gott selbst eingesetzt zu verehren, und als Menschen zu lieben. Wer sollte zweifeln, daß dieser König von Gott selbst eingesetzt sey, da uns unsere heilige Schrift ausdrücklich sagt: es ist keine Obrigkeit ohne von Gott, wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott geordnet<sup>18)</sup>. Also jede Obrigkeit haben wir anzusehen als die von Gott selbst angeordnete Stellvertreterin seiner Regierung, als von ihm eingesetzt, um sich ihrer zu seinen Zwecken zu bedienen, und durch sie seine Pläne zu verfolgen und zu erreichen. Und ist nicht unser König durch die Geburt selbst auf den Thron berufen? Also derselbe Gott, der ihm das Leben gab, hat ihm auch den Thron bestimmt. Sollte es also nicht eine große Versündigung gegen Gott selbst seyn, wenn wir einem König nicht

<sup>18)</sup> Röm. 13, 1.

mit aufrichtigem Herzen huldigen, und ihn verehren wollten, den uns unleugbar die göttliche Regierung zum Fürsten gegeben hat? Dazu kommt aber noch, daß wir eben diesen König als Menschen zu lieben Gründe genug haben. So wie der berühmte Barthold Georg Niebuhr<sup>19)</sup>, sein einstiger Lehrer, ihn lobt als einen jungen Prinzen, welcher durch seinen Fleiß und seine Wißbegierde ihm jede Lehrstunde zur Freude gemacht habe, so legte der König selbst als Prinz gegen den edeln Lehrer die größte Achtung an den Tag, nicht als ein hoch über ihn gestellter Gönner, sondern als ein Freund, indem er ihn in Bonn am Arme durch die Straßen führte, und nach seinem Tode, als er wieder daselbst anwesend war, nicht ohne Thränen seiner gedenken konnte. Wer so die Verdienste seiner Lehrer anerkennt, der muß ein edles Herz haben. Aber welches sind die Urtheile des Lehrers über den erhabenen Monarchen, die er nicht vor dem Throne, sondern in vertraulichen Briefen niedergelegt hat? Im Jahre 1813. urtheilte er so: „sein Herz ist unglaublich tief, er bewahrt seine Eigenthümlichkeit theils unbefangen, theils als ein Geheimniß unter Leuten, die ihn nicht verstehen. Er fragt und redet viel und äußerst verständig und geistreich. Er sucht Urtheil und Belehrung ohne sich irgend einer Autorität zu ergeben. Man kann von ihm für Preußen und Deutschland große Tugde verheißen, die Vollendung von Allem, was jetzt noch mangelhaft ist.“ Später im Jahre 1824. spricht er sich so über ihn aus: „es ist in ihm keine einzige Gesinnung, die nicht edel, löblich und ungekünstelt wäre. Auch gegen und über Menschen ist er gerecht, gleichviel ob er sie auch persönlich nicht liebt, und selbst ob Jemand wegen Liberalismus verrufen ist, gibt ihm kein Vorurtheil.“ Und hat dieses Lehrtre nicht schon die Regierung unsers neuen Königs an Ernst Moritz Arndt<sup>20)</sup>

<sup>19)</sup> Er ist als Königl. Preuß. Staatsrath und Professor zu Bonn am 2. Januar 1831. gestorben.

<sup>20)</sup> E. M. Arndt, geboren in demselben Jahre mit Napoleon, 1769., am 26. Dez. zu Schorik auf der Insel Rügen, war ein glühender Feind des Franzosenthums, und verließ um dieses Hasses willen seine Heimath, hat auch durch seine Schriften, besonders durch die Erzählung von Napoleon Bonaparte's verderblichen Anschlägen, Germanien 1813., die Lieder für Deutsche, 1813., und die bekannte Schrift: der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht seine Grenze, Leipzig 1814. sich um die Befreiung Deutschlands verdient gemacht. Aber bald, nachdem er 1818. als Professor der neuern Geschichte in Bonn angestellt worden, wurde er, der nie Mitglied eines geheimen Bundes gewesen seyn soll, als ein Vorführer der Jugend, als Freund eines republikanischen Deutschlands und Theilnehmer an

und an mehrern jungen Männern, welche sich zu den Ausschweifungen des Liberalismus hatten hinreißen lassen, bewährt? Besonders verheißt sein erhabener Sinn und seine Begeisterung für alles Edle und Schöne der Wissenschaft und Kunst die Fortdauer der Wohlthaten, welche sie von seinem hochseligen Vater empfangen haben, den sich der edle Sohn in allen Stücken zum Muster nimmt, zugleich eingedenk der großen Monarchen, an welche ihn die Jahrzahl lebhaft erinnert. Einfach in seinen Sitten und ein Vorbild der Häuslichkeit,

geheimen Gesellschaften und dem Vaterlande gefährlichen Umtrieben angeklagt und bald nach Kokebue's Ermordung 1819. in Untersuchung genommen, 1820. von seinem Amte suspendirt, und später mit seinem ganzen Gehalte in Ruhestand versetzt. Bald nach dem Regierungsantritt ertheilte der neue König dem 70jährigen Manne die Erlaubniß, wieder Vorlesungen zu halten. Diese Handlung erinnert an Christian Baron von Wolf, den, 1723. aus Halle vertrieben, Friedrich II. vor 100 Jahren zurückrief. Von diesem findet sich eine eigenhändig niedergeschriebene Selbstbiographie von 63 Oktavseiten aus dem Jahre 1743. auf unserer Milichischen Bibliothek, die sich an die Abschnitte der Schrift des ehemaligen hiesigen Rektors Baumeister: *Vita, fata et scripta Chr. Wolfii* anschließt, welche letzterer aus Furcht, als Anhänger Wolfs verschrien zu werden, anonym (tecto nomine sagt er selbst in seinem Schulprogramm de Chr. Wolfii educatione, studiis juvenilibus vitaeque scholastica zum 11. Nov. 1754. S. V.) im Jahre 1739., Leipzig und Breslau bei S. E. Richter, herausgegeben. M. vergl. Heinrich Buttk's Nachrichten darüber in den Schles. Prov. Blättern Sept. und Okt. 1840., wo jedoch irrthümlich gesagt wird, Baumeister sey erst, nachdem er diese Schrift geschrieben, Rektor in Görlitz geworden, denn das war er schon seit 1736., und, er habe Wolfen in Wittenberg besucht. Es geschah dieses in Halle, wie er selbst im angeführten Programm S. V. (ad ipsum (Wolfium) itinere Vitembergam, inde Halam suscepto visebam) erzählt. Bei diesem Besuche im März 1742. veranlaßte Baumeister dadurch, daß er eine zweite Ausgabe jenes Buchs besorgen wollte, die aber nachher nicht erschienen ist, Wolfen dazu, sein Leben selbst aufzusehen, und dieser Aufsatz ist die Grundlage des Programms von 1754. Bei Uebersendung des letzten Theils der Selbstbiographie an den hiesigen Bürgermeister Joh. Wilhelm Gehler schreibt Wolf am 6. Jan. 1744. „ich sähe gerne, wenn er (Baumeister) bei meinen Schriften eine Idee von meiner Philosophie dem Leser beibringen „könnte, und insonderheit den Unterschied zwischen derselben und der Leibnizischen Philosophie bemerkte, um das Präjudicium zu benehmen, als wenn ich bloß des Herrn v. „Leibniz Philosophie weitläufiger ausführen und erklären wollte.“ — Später hob auch unser Allergnädigster König am 23. Okt. 1840. die durch königliche Kabinetordre vom 3. Mai 1825. gegen den am 11. Aug. 1778. gebornen Dr. Friedrich Ludwig Zahn in Freiburg angeordnete Polizei-Aufsicht und Beschränkung in der Wahl seines Aufenthalts auf.

wie der verstorbene Allgeliebte, sprach er bei seiner Rückkehr von der Huldigung in Königsberg zu Berlin die inhaltschweren Worte: „Ich habe noch Nichts für „das Land gethan, wenn es Mir einst unter Gottes Beistande gelingen wird, „recht viel für das Land gethan zu haben, dann lassen Sie Mich still in diese „Mauern einziehen.“ Nicht Prunk ist es, was der Weise liebt, nicht Glanz will er um sich verbreiten. Gutes will er thun in der Stille, und ist er auch nicht gleichgültig gegen das billigende Urtheil des Volkes, so flieht er doch rauschenden Beifall. Darum geloben wir am heutigen hochfestlichen Tage, Friedrich Wilhelm IV. als den uns von Gott gegebenen König zu ehren, ihm zu gehorchen, ihm treu zu seyn im Frieden und im Kriege, ihn aber auch als Menschen aufrichtig zu lieben.

Gepriesen sey, o holder Tag der Wonne,  
An dem die schönste Hoffnung neu erwacht!  
Gegrüßt sey uns des hehren Tages Sonne,  
Die unter Wolken uns entgegen lacht!<sup>21)</sup>  
Du gabst dem theuren Prinzen einst das Leben.  
Heut' öffnet sich des Königs hoher Lauf,  
Und aus der Brust der treuen Bürger streben  
Die besten Wünsche zu dem Himmel auf.

Jetzt stehn wir an der neuen Hoffnung Wiege.  
Nicht ist's ein Kind, was sie im Innern trägt,  
Nicht fürchten wir, daß uns die Hoffnung triege,  
Die weit und mächtig unser Herz bewegt.  
Ein König winket uns mit Hoffnungsfahnen.  
Ein Szepter ruht in seiner Hand, ein Staat.  
Und schauen wir zurück auf seine Ahnen,  
So glänzt unsterblich vor uns That an That.

Den Ahnen ähnlich ist der Enkel wieder.  
Grün breitet er der Zukunft Feld uns aus.  
Drum sey der Inhalt unsrer Freudenlieder:  
Heil' unserm König! Heil dem Königshaus!

<sup>21)</sup> Sie blickte einige Male unter den Wolken hervor.

Wo sich Vertrauen, Lieb' und Eintracht paaren,  
 Woraus sich Preußen Lorbeerfränze wand,  
 Da rufen jauchzend laut der Bürger Schaaren:  
 Heil Dir, Worussia! Dir, Vaterland!

### Einrichtung des Aktes.

#### Gesang vor den Reden.

Aus Haydn's Schöpfung.

Die Himmel erzählen die Ehre Gottes,  
 Und seiner Hände Werk zeigt an das Firmament.  
 Dem kommenden Tage sagt es der Tag,  
 Die Nacht, die verschwand, der folgenden Nacht.  
 In alle Welt ergeht das Wort,  
 Jedem Ohre klingend, keiner Zunge fremd.

I.) Der Rektor beginnt in einem deutschen Vortrage mit Warnungen vor dem Mißbrauch der vor 400 Jahren erfundenen Buchdruckerkunst.

II.) Der Primaner Rudolph Adalbert Grizner aus Droskau bei Sorau spricht in deutscher Sprache über den hohen Werth des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe für den Menschen.

III.) Der Primaner Adolph Theobald von Wachsmann aus Buschvorwerk bei Hirschberg preist in lateinischer Rede das Lob Preußens.

IV.) Der Primaner Arwin Friedrich Emmo Fischer aus Görlitz hält in französischer Sprache eine Lobrede auf Friedrich Wilhelm III.

V.) Der Primaner Otto Robert Hertwig aus Niede versucht sich in einer lateinischen sapphischen Ode, welche das Lob des Orpheus besingt.